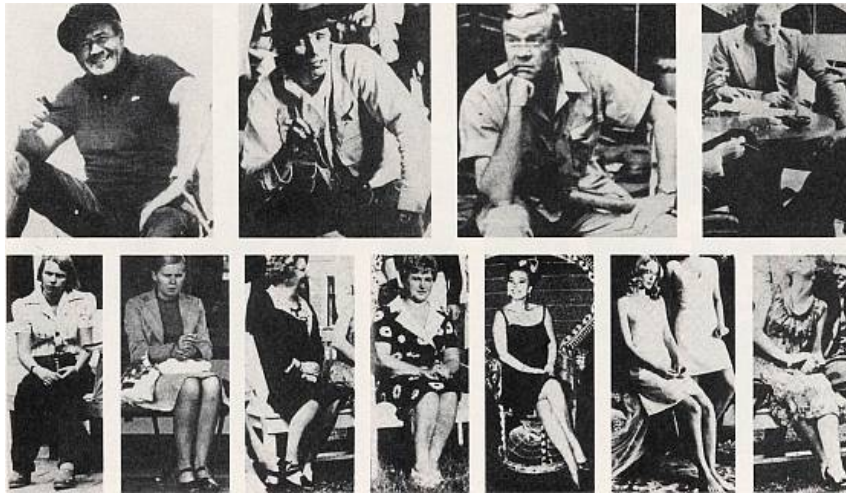


Tanya Leighton



Männersprache - Frauensprache

Mitte der 1970er Jahre war die Studie der damaligen Kunst-Dozentin Marianne Wex über die "Weibliche und männliche Körpersprache als Folge patriarchalischer Machtverhältnisse" für viele ein Augenöffner. EMMA veröffentlichte Auszüge in ihrer Dezember-Ausgabe 1977. Seither ist es nicht nur vorwärts gegangen, sondern auch rückwärts. Es gilt seit einiger Zeit als cool, dass Frauen via Kopf Subjekte und via Körper Objekte sind. Das Problem dabei: Die Sprache der Körper tönt lauter als die der Mäuler.

Unter Körpersprache verstehe ich alle körperlichen Bewegungen, die wir in unserem alltäglichen Leben machen. Von der Art, wie wir gehen, stehen, sitzen, liegen, bis hin zu unserem Gesichtsausdruck. Die meisten Bewegungen sind unbewusst. Dennoch - oder gerade deshalb - sind sie ein ganz wesentlicher Teil der Verständigung der Menschen untereinander. Sie geben Signale, die oft schwerer wirken als Worte. Ob ein Mensch schüchtern ist oder selbstbewusst, deprimiert oder fröhlich, erfolgreich oder erfolglos, bittend oder fordernd - all das sieht man auf den ersten Blick daran, wie er seinen Körper hält und bewegt.

Ich unterscheide vor allem zwei große Kategorien von Körperhaltungen und Gebärden: wortlose und solche, die die Sprache begleiten oder unterstreichen. Eine dritte Kategorie sind die Gesten, die von bestimmten Absichten und Notwendigkeiten begleitet sind, das heißt: wie Menschen gehen, arbeiten, mit Gegenständen umgehen.

Männer nehmen Raum ein, Frauen machen sich klein. Das war so in den 70er Jahren.

Und das ist auch heute oft noch oder wieder so. Mal genau hinschauen.

Da es mir zunächst nicht um die bewusste Pose, sondern um das unwillkürliche, eher unbewusste Einnehmen von Haltungen ging, achtete ich beim Fotografieren darauf, nicht bemerkt zu werden. Als ich die Ergebnisse meiner Arbeit mit Abbildungen in Zeitschriften und in der Werbung verglich, wurde mir klar, dass die Unterschiede gering sind. Frauen und Männer bewegen sich tatsächlich so, wie es ihnen von ihren Leitbildern suggeriert wird.

EMMA, July 2012

Kurfürstenstraße 156, 10785 Berlin

+49 (0)30 21 972 220, info@tanyaleighton.com, www.tanyaleighton.com

Tanya Leighton



Frauen und Männer lernen von Kind auf, sich unterschiedlich zu bewegen. Ihre unterschiedliche Körperhaltung ist Ausdruck ihrer unterschiedlichen Tätigkeiten und unterschiedlichen Rollen. Eine Frau und ein Mann, die dasselbe an und ähnliche Frisuren, gleiche Umrisse und Gewicht hätten, wären dennoch auf den ersten Blick sofort als Frau und Mann zu unterscheiden: ihre Körper signalisieren "Weiblichkeit" und "Männlichkeit". Die Schülerin Ela Kasper hat in dem Bericht "Meine beste Freundin" Alice Schwarzer dazu ihre sehr treffenden Beobachtungen erzählt.

Ela: "Hast du ne Ahnung, wie erniedrigend das ist. Wenn man sich so geben in den Diskotheken, schon wie sie laufen. So kontrolliert. Und möglichst kleine Schritte machen und mit dem Hintern, mit den Hüften wackeln, den Körper gerade und den Kopf so ein bisschen nach hinten und manchmal auch beim Reden nach unten gucken. Die Mädchen, die sitzen schüchtern, artig an den Tischen und trinken ihre Cola. Die Jungen stellen sich an die Tanzfläche. Breitbeinig. Machen Bemerkungen. Gucken sich die Mädchen von oben an. Allein schon dieses Breitbeinige, wenn ich das schon sehe... In der U-Bahn zum Beispiel auch. Das hat mich letztes Mal so geärgert. Da sitzen drei Frauen auf 'ner Bank, 'ne ältere, ne mittlere und ich und ein Typ. Und wir drei quetschen uns in eine Ecke und der sitzt da. Beine so breit, dass kein Platz war. Und wir haben uns in die Ecke gequetscht. Ich hätte platzen können. Und trotzdem hab ich mich nicht getraut, etwas zu sagen."

Die Selbstverständlichkeit, mit der die Männer von dem Raum um sie Besitz ergreifen, ist physischer Ausdruck ihrer psychischen und ökonomischen Besatzung. Frauen haben da kaum Platz, gehen nicht in der Mitte, sondern am Rand, klemmen Arme und Beine eng an ihren Körper, entschuldigen sich für ihre Existenz: sich schmal machend, verkleinernd, verniedlichend, verharmlosend, demütig, sich anbietend, in sich zurückgezogen, sich versteckend - kein Wunder, dass Frauen spontan eingeschüchtert und verängstigt wirken; kein Wunder, dass sie Aggressionen dadurch geradezu provozieren!

Die für Frauen besonders typische enge Arm- und Beinhaltung lässt sich übrigens auch bei männlichen Menschen beobachten: dann aber bei ganz jungen, also Kindern, ganz alten oder aber bei offensichtlich Unterprivilegierten. Das heißt: sozial schwache männliche Menschen haben ähnliche Körperhaltungen wie weibliche Menschen. All diese Ideale werden uns Frauen diktiert. Wir müssen schon real sehr stark und unabhängig sein, um uns die Kühnheit erlauben zu können, diesem Schönheits-Diktat nicht nachzugeben. Typisch für dieses Diktat ist ein Artikel der Hamburger "Morgenpost", der unter dem Titel "Sind Sie auch die ideale Badenixe?" aufzählte, wie

Kurfürstenstraße 156, 10785 Berlin

+49 (0)30 21 972 220, info@tanyaleighton.com, www.tanyaleighton.com

Tanya Leighton

diese ideale Badenixe auszusehen habe: 1. Glänzende Haare, strahlende Augen und ein "gewinnendes Lächeln als Zeichen von Großzügigkeit". 2. Schmale Schultern und lange "elegante" Arme. 3. Ein "vorwitziger" Busen: hübsch, fest und leicht nach oben gewölbt, die Spitze "naseweis". 4. Ein "kleiner, niedlicher Po" soll unterhalb der Taille und Hüfte "in sanften Kurven nach außen schwellen". 5. Möglichst lange "wohlgestaltete" Beine, glatt und haarlos. 6. Schmale Fußfesseln. Das ist "sexy". Dazu "polierte Zehennägel". Wäre die Umkehrung möglich? Der "ideale Strandmann" mit dem "vorwitzig vorgewölbten Penis", dem "schwellenden Po" und den "eleganten Armen"? Nein. Es wäre lächerlich, in so einem Vokabular überhaupt einen Mann zu beschreiben. Frauen sind "niedlich", sind ewig junge Püppchen. Und je besser und früher wir darauf gequält worden sind, je größer unsere Abhängigkeit und unser Angewiesensein aufs Gefallen ist, umso mehr bemühen wir uns, der weiblichen Stereotype zu entsprechen, uns entsprechend herzurichten - oder sollte man sagen: hinzurichten...? Darin haben wir eine jahrtausendealte Tradition. So lang die Geschichte unserer Unterdrückung ist, so lang ist der Zwang für Frauen, lieblich zu sein und kindlich. Das sind die Kennzeichen des schwachen, oder, besser gesagt, des geschwächten Geschlechts. Auch die ranghöchste Frau der Geschichte unseres christlichen Abendlandes, Maria, wurde durch die Jahrhunderte zwar je nach Mode variierend dargestellt, fast immer aber hatte sie einen kindlichen, passiven, leicht verblödeten Gesichtsausdruck.



Und bei unseren Körpern ist es nicht nur eine Frage der Silhouette, es ist auch eine Frage der Konsistenz. Jungen werden von klein an dazu angehalten, stark zu sein, sich zu bewegen, zu trainieren.

Mädchen werden an einer Entwicklung ihrer Muskeln und Entfaltung ihrer Kraft und körperlichen Energie regelrecht gehindert. Aktiv oder gar aggressiv hat ein Mädchen nicht zu sein. Wut soll sie nicht nach außen, nicht gegen die, die sie wütend machen, richten, sondern nach innen kehren. Resultat: stille brave Mädchen; gehemmte, passive Frauen.

Frauen, die es dennoch wagen, offensiv oder kräftig zu sein, sind "Mannweiber" und werden - wie Sportlerinnen - oft verspottet. Und Frauen, die so zart und schwach eigentlich gar nicht sind, lernen ihre Stärke so zu verstecken, dass auch noch das schwächlichste Männlein neben ihnen wie ein Held aussieht. Paare finden sich möglichst so zusammen, dass er einen halben Kopf größer ist als sie, und sie möglichst zu ihm aufblicken kann. Ist sie gleich groß oder größer, wird sie sich in der Regel eine in sich zusammengesackte Haltung und Knieknick angewöhnen, um kleiner zu wirken. Auch diese Norm ist so zwingend, dass manche Eltern neuerdings sogar nicht davor

Kurfürstenstraße 156, 10785 Berlin

+49 (0)30 21 972 220, info@tanyaleighton.com, www.tanyaleighton.com

Tanya Leighton

zurückschrecken, den Wuchs ihrer immer kräftiger hochwachsenden Mädchen durch einen operativen Eingriff stoppen zu lassen ("Sonst kriegt sie später mal keinen Mann mit"). Wie schädlich das für den Körper ist, kann man sich an fünf Fingern abzählen. Apropos Finger. Auch die "weibliche Hand" hat sich ganz dem Männer-Mode-Diktat zu beugen. Schwach, zart, möglichst klein, mit schmalen Fingern und Handgelenken, kurzum: möglichst zerbrechlich soll sie aussehen. Je kraftloser, je ungeprägter von irgendeiner körperlichen Arbeit, umso besser. Kunstvolle, lange, unpraktische Fingernägel beweisen, dass diese Hand nie etwas tut... Oder doch? Wie lässt sich ein solches Ideal mit der Realität der Frauen verbinden, die ein Doppeltes von der Arbeit der Männer leisten und im Haus wie im Beruf den überwiegenden Teil der Dreckarbeit? Genau das ist der ganze Hohn! Dass wir auszusehen haben wie die Teepüppchen und arbeiten müssen wie die Ackergäule. Zu beidem sind wir gezwungen, beidem jedoch können wir nicht "richtig" gerecht werden, weil das eine dem anderen widerspricht. Wie soll die Durchschnittsfrau bei all den Sorgen, die sie heute hat, faltenlos sein? Wie sollen ihre Hände, bei all den geschleppten Supermarkttüten, samtweich bleiben? Wie sollen Körper, die den ganzen Tag über Maschinen oder Spülsteine gebeugt sind, "zart und elegant" wirken? Und ist es überhaupt erstrebenswert, auf Gesicht und Körper nicht die Spuren des täglichen Lebens zu tragen? Was für eine Vergewaltigung, uns zu einem Äußeren zu zwingen, das nicht unserem Inneren entspricht! Während dieser Arbeit wurde mir natürlich auch mein eigenes Verhalten überdeutlich. Ich begann zu experimentieren. Ich nahm bewusst "männliche" und bewusst "weibliche" Haltungen ein und horchte gleichzeitig in mich hinein, was ich dabei empfand... Hielt ich mich sehr "weiblich", fühlte ich mich mutlos und an den Rand gedrängt; hielt ich mich eher "männlich", fühlte ich mich offensiver und stärker. Klar wurde mir dabei aber auch, dass die "männlichen" Haltungen zwar relativ bequemer und freier sind als die "weiblichen", dass aber auch sie keine Lösung sind. Die typischen Männerhaltungen sind oft starr und zwanghaft breit, dominant und aggressiv – gerade auch dann, wenn sie Lässigkeit vortäuschen wollen.

Nachdem ich lange genug Menschen heimlich mit meiner Kamera beobachtet hatte, beschloss ich, mit einigen Frauen und Männern einmal das Gegenteil durchzuexerzieren: Frauen sollten "männliche" Posen einnehmen und Männer "weibliche". Auf Fotos zeigte ich ihnen die typischen Haltungen des jeweiligen Geschlechts und fotografierte dann die Frauen und Männer einmal "weiblich" und einmal "männlich".

Dabei stellte sich heraus, dass es den Frauen leicht fiel, sowohl "weibliche" als auch "männliche" Haltungen einzunehmen - wenn ihnen auch die Frauen-Posen geläufiger und selbstverständlicher waren. Die Männer aber hatten Probleme: die "weiblichen" Posen wollten ihnen zunächst so gar nicht gelingen.

Ganz ernsthaft mochte sich zunächst kein Mann hinstellen wie ein Weib. Sie kamen sich dabei so lächerlich vor, dass sie die Frauenposen zunächst parodierten, das heißt, überzogen. Als ich dann trotzdem auf die ganz präzise Imitation drängte, hörte ich von Männern häufig den Satz "Das kann ich nicht" – was natürlich Unsinn war, denn sie konnten es letztendlich sehr wohl...

Warum es so gelaufen war, wurde mir dann klar: Für eine Frau ist es eine Erweiterung, ist es befreiend, Männerposen einzunehmen. Für einen Mann ist es eine Einengung, ist es erniedrigend, Frauenposen einzunehmen!

Unter meinen "Mannequins" waren auch zwei 14-jährige Mädchen, die sich bei den Männerposen sehr amüsiert hatten. Bei den Frauenposen hingegen wurden sie zunehmend mürrisch. Schließlich wurde es der einen zuviel und sie brach die Posiererei ab mit dem Satz: "Jetzt weiß ich, warum Marilyn Monroe Selbstmord gemacht hat!"